

Ueberricht. Der Wald und die Volksage. II. — (Auserzählen aus Moskau. — Aus Jeland. H. Dablin. — Literatur und bildende Kunst.)

Der Wald und die Volksage.

II.

Chr. Sch. Schon seit den ältesten Zeiten war jedem Naturvolke der Wald eine durch Gottegegenwart geheiligte Stätte. Viele der griechischen Sagen waren in Wälder verlegt, aber da herrschte überall freies Leben voll Kampf und tiefer Symbolik, während deutsche Waldsagen den nationalen Charakter eines schwärmerischen Gemüthslebens nie verläugnen. Der Grieche glaubte an Nymphen, Dryaden und hunderteieler Verwandlungen, überall lag Freiheit und Schönheit über diese Sagenwelt ausgegossen und sie schien beinahe mehr den Mäler als den Dichter zu reizen. Die Philosophen freilich hatten sich schon früh der Sage bemächtigt und statt sie aufzuklären und zu erheben, nur verwirrt — aber kein fremdes Element drängte sie in den Hintergrund, was durch das Christenthum nun der germanischen Mythe geschah. Der Boden der Wirklichkeit wurde dieser entzogen und sie lebte nicht als Ganzes, sondern in zahllose Trümmer zerflüßte in der Erinnerung des Volkes fort. Selbst das Aeußere des Christenthums blieb von ihr keineswegs unberührt, denn das Volk suchte das ihm Gegebene und manchmal selbst Aufgezwungene, insofern es anging, mit dem Ackererben in Einklang zu setzen. So schlich nicht nur die germanische Mythe oder wenigstens sie und ein Zug derselben, wie wir unten sehen werden, in die christlich-deutsche Legende ein, sondern die Wirkung erreichte sich noch weiter.

Das katholische Volk Süddeutschlands hat die liebsten und berühmtesten Stätten seiner Andacht in Wäldern; besonders liegt der Marien cultus Wald und Baum. Unzählige Sagen lassen bald die Gottesmutter in Wäldern und an Quellen, bald ihr Bild an Bäumen erscheinen sein. Charakteristisch ist dabei die Angabe, daß es nichts half, wenn man das Bild anderswohin versetzen wollte — immer fand es sich auf der gleichen bestimmten Stelle vor. Man sieht, beinahe barhäuptig wenn auch längt bemüßlos, weicht die Erinnerung des Volkes nicht von Stätten, wo seine heidnischen Vorfahren einst Frau Hulda oder Frigg, Wotan's Gemalin oder eine andere bona Dea verehrt haben. So recht deutlich tritt diese Thatfache in den Vergleichen, namentlich in dem deutschen Aberglauben. Eine Menge der Gottesmutter geweihten Wallfahrtsorte ist aber das Land verbreitet, der berühmteste von allen, Aßom unweit Jünzbrunn, entstand unter den auffallendsten Umständen der Begebenheiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts, indem der Sage nach plötzlich ein Marienbild an der Fenderscheide eines Bauernhauses erschien. In einer solchen Wallfahrtsorte sind die unten Wände mit Vorietasfen über und über bedeckt. Sie und da finden sich auch „abgemessene“ Wallfahrtsorte; es ist, als ob es nicht die rechten Stätten gewesen wären.

Der Wallfahrtsort Aßom liegt an einem drei Stunden langen und eine halbe breiten maligen Hügellande, der Gnadenwald genannt, mit drei Kirchen, St. Michael, St. Martin und Marialarach. Die erste und dritte dürften Wotan und Frigg, die zweite vielleicht der Heilige war ja ein Krieger) den Kriegsgott Gred, dessen Namen sich im Worte „Gredtag“, der dort üblichen Benennung des Dienstags erhalten hat, vertreten. Nähere Forschungen darüber fehlen noch.

Auch viele Legenden enthalten mythische Züge. Am Rande des Mittelelbes unweit Jünzbrunn ragt weit gesehen das Kirchlein des heiligen Andrews von Rinn. Tritt man in dasselbe hinein, so wird man überrascht vor dem Nebenaltare rechts einen großen umgitterten Stein zu sehen. Auf diesem liegt ein Kind, Juden umhien es und stechen mit Messern darauf los — alles lebensgroße, bunt bemalte Holzfiguren. Das Kind wurde einst, wenn ich nicht irre, im 15. Jahrhundert, willkürlich von Juden ermordet — auf dem Steine, der dort zu sehen ist — und im Walde auf einen Baum aufgehangen. Sein Vater hatte es in Abwesenheit der Mutter für einen Hutz zum Geld verkauft, dieses aber ward in Stroh verpackt und der Mann selbst wurde wahnsinnig. Der Mutter aber, die auf einem fernen Acker Korn schnitt, fielen — und dies ist eben der echt mythische Zug in dieser Legende — im Momente der bösen That drei warme Blutstropfen auf die Hand und trieben sie an den Schauplatz des Verbrechens. Die Verehrung des heiligen Kindes ist ein Cultus voll tiefer Jünglichkeit — und warum sollte es es nicht sein? Hunderte von Männern und Knaben der Umgebung führen seinen populären Namen.

Reich ist Deutschland an zerfallenen Ritterburgen, welche auf niedern Schlagsberggründen sich erhebend von dort heil und mahnend in die friedlichen Wälder niedersehen. In den Fensbergesimien der gotischen Capelle trägt die Gule, die Fensbergessonne ist jadis zerissen und eine

junge Tanne hat dort auf der breiten Mauer Wurzel geschlagen. Beschauer haben hier auf der glatten Mauer mit Aeste ihren Namen der Gwigkeit eingemeißelt, vorausgesetzt, daß der nächste Aeger nicht Alles wegwälzt, und durch alle Thore und Nigen dringen die Bäume des Waldes gleich feindlichen Mannen ein, aber erhaubt bleiben sie stehen, denn sie stehen sich in Höter eines Grabes vermandelt. Und so todtenlich und dümmlich ist zwischen diesen Tannen; trotz der schönen Elegie von Mathiasen möchte mancher weislich gemeinlich Wandrer nach Worten und Versen suchen, um der Welt zu verkünden, was er gesehen und gefühlt. Aber Nacht's machen wir nicht hier oben kein. Zwar freigeit kein gepenslicher Burgher über die sich zauberhaft aufbauende Grunbrunde und der Burghoff sänge nicht seine Goren, wohl aber möchten wir die verzauberte Jungfrau sehen und von ihr um ihre Erlösung angefleht werden. Schönes Geschäft, da müßten wir einer grausigen Schlange, die sich dreimal um unsern Leib wände, einen Schlüssel aus dem Rachen nehmen ohne Zittern und Bangen; freilich, wenn wir diesen Löwenmuth hätten, würde plötzlich eine wunderbar schöne Jungfrau aus der Schlange hervorgehen und wir wären Inhaber ihres Dankes und eines großen Schates. Ober die verzauberte Jungfrau gäbe die glühende Koble und das Verleitetet wüßte sie erschrecken weg, die Jungfrau versänke mit einem Seufzer und müßte neuerdings hundert Jahre auf ihre Erlösung warten. Hättet du sie behalten, es wäre reines Geld und die arme Jungfrau elst gewiesen. Ober am Ende kämen, wenn wir in der Nacht so oben ständen, drei große Jungfrauen, zwei weiß, die dritte schwarz; oben am zerbröckelten Thurne besaßen sie ein langes langes Seil, weit hinabreichend bis an die Ebene, und daran hingen sie weiße Wäse, auf, bis der Morgenhimmel sich röhete und die Noctagde mächtigen Bann gegen allem Spude und allen Gespenstern. Diese Sagen, deren es noch viele gibt, gehören bekannter Mäsen dem Vornemumythos an, über welches Friedrich Panzer in seinen „Beiträgen zur deutschen Mythologie“ ebenso scharfsinnig als gelehrte Aufschlüsse gegeben hat. Wie er zeigt, werden die drei Nornen (Schicksalsgöttinnen) an mehreren Orten als drei heilige Jungfrauen und Rächungsfürstinnen verehrt. Bemerkenswerth ist, daß die germanischen Schicksalsgöttinnen (die nordischen Valhürn) ihr letztes Aßl auf Stätten gefunden, die selbst heutzu Tage eine große gotische Schicksals sind.

Einem besondern eigenthümlichen Aberglauben gewinnt der Wald in den Märchen. Unsere Volksbücher geben davon Zeugnis; der Anfang von Parzival, dem ausgezeichneten mittelhochdeutschen Epos Wolfram's von Eschenbach, steht mit seiner Wärme und Naivität als ganz einziges Beispiel in unserer Literaturgeschichte da. Das Märchen läßt prächtige Schloßer und Zaubergeräten mitten in der Waldwildnis prangen und blühen; ein kühner Ritter, ein armer Jüngling redlichen Sinnes oder ein unschlundvolles Mädchen find die Helden, die da ihre Glüdele spielen. Einsumde Mühlen in Wäldern sind besondere Lieblinge der Sage schon von Alters her, da ja auch Verta, die Mutter Karls des Großen (eine mythische Gestalt, eine Schwannjungfrau) jahrelang die Magd eines Mälers am Rheine war, bis Pipin sie erkannte und in ihr Königsrecht einsetzte. Mäsen und Räuber treiben dort ihr Wesen und zu hundert Thatfachen hat die Phantasie des Volkes stets auch hundert Sagen hingegedichtet, und in diesen manchen mythologischen Gräblich verbergen. Darum sind auch trotz Muth und Schwerk, den suchtbaren Feinden dieser unartigen Romantik, manche berühmte Räuber trotz populäre Gestalten geblieben, fast mehr als man wünschen möchte.

Die Aabelwelt der Waldmännchen, Zwerge u. s. w. ist heutzu Tage sehr dünn geworden, wie die Wälder selbst. Gini, wo das Gichhöndchen sieben Tagreisen weit von Baum zu Baum springen konnte, muß sie bevölkert gewesen sein, aber trotz ihres jähren Lebens sind sie heute — nicht geblieben, nein, nur fortgekommen, man weiß nicht wohin. Wie zeigte eine Auerlein einmal eine hohe Tanne als die ehemalige Wohnung eines wilden Mannes; ein recht lieber Was, meinte sie, sei es gewesen, sei auch öfter zu ihrer Großmutter gekommen und habe so freundlich gedankt, wenn es etwas Speise erhalten, aber nun sei es schon seit Jahren fort, man wisse nicht wohin.

Gossen wir, daß in Deutschland weder die Wälder je wegkommen werden, „man weiß nicht wohin“, noch daß jemals wieder das Gichhöndchen seine sieben Tage lange von Baum zu Baum springen werde. Freilich sind schon sehr große Wälder in malter Zeit abhanden gekommen und schon wußte man lange nicht, aber endlich war's gefunden, als man die Brenn- und Steinholzfleuze zu säubern und zu benützen begann. Mögen sie unerschöpflich sein als der beste Schutz der stehenden Wälder und sich auch hier das große Naturgesetz erfüllen, daß der Tod dem Leben diene!

Plandereien aus Moskau *).

2. Februar 1855.

J. v. M. Als ich von Wien schied, versprach ich Ihnen, recht es zu schreiben; daß dieses nicht so ganz der Fall, ist theilweise die Schuld der Verhältnisse, denn ich versprach Ihnen zugleich, in jedem Briefe etwas Neues sagen zu wollen; eben diese Neugierde tragen sich aber hier nicht so massenhaft zu, als daß man häufig ganze Briefe damit füllen könnte, und bewegen sehr ich mich darauf angewiesen, Ihnen mich über Charaktere und Aussehen meines jetzigen Aufenthaltsorts zu schreiben.

Wenn auch Moskau eigentlich die alte Hauptstadt des großen russischen Reiches, so ist sie doch durch den Aufenthalt des kaiserlichen Hofes zu Petersburg zur großen Provinzialstadt geworden, und diese Stadt würde in mancher Hinsicht, wie z. B. industrielle Entwicklung, Geschäftseelen, Gebäude, Künste u. dgl. gewiß gewinnen, wenn der Allerhöchste Hof hier residirte. Daß Petersburg unverkennbar mehr deutsches Gepräge an sich trägt, ist bestimmt, doch Moskau ist der überwiegend reinere Typus russischer Zustände, Gebräuche, Sitten u. dgl., und obgleich auch hier sehr viele fremde Nationalitäten vertreten leben, so verschwinden doch diese Elemente in der specifisch russischen Strömung, ohne sich in irgend etwas Anderem allgemeiner Geltung zu verschaffen, Mode und Sprache ausgenommen. Wahrheit sonderbar kommt es mir jedoch vor, daß die Vorliebe für französische und englische Waaren, besonders Modestücke, durch den Krieg der betreffenden Nationen nicht im mindesten gelitten; Alles muß französisch sein, wenn es Worth haben soll, *c'est tout comme chez nous*, und ich zweifle fast, daß die Handelsverbindungen der kriegsführenden Parteien so bedeutenden Abbruch erlitten, als man in deutschen Blättern glauben machen will; ershwert mögen sie sein, daß es nun natürlich durch die Verhältnisse bedingt. Gleich ist es mit der Sprache; begehnen Sie auf der Straße Personen der besseren Stände und hören Sie, in welcher Sprache sie conversiren, so trifft es sich gewiß unter zehn, daß neun französisch plappern.

Der Fall, daß Personen der besseren Stände zu Fuß auf der Straße erscheinen, ist jedoch nicht so häufig (natürlich spreche ich nur vom Winter, denn der Sommer ist mir hier noch fremd), der russische Winter bringt dieses mit sich. Die Straßen sind hier mit hohem Schnee bedeckt, und es ist wirklich manchmal eine Arbeit, sich durch denselben Bahn zu brechen, also für Damen fast unmöglich, wenn nicht aus der Promenade ein Schwelbkar werden sollte; die Reittiere sollen mich freilich sehr Verehrung immer gereinigt sein, es aber von Zeit zu Zeit durch die Schneeweise die That dieser Verehrung folgt, möchte ich an mehreren Stellen des Troitiroi bemerken. Eine zweite Unannehmlichkeit für Fußgänger entsteht aus den manchmal zu 3 bis 6 bis 8 bis 10 zusammengehängten Bauern, Knecht oder Schneefalken, denn ich bin häufig an einem Orte angelangt, von welchem aus man über die Straße gehen muß, und es kommt einem eine solche Caravane quer über den Weg, dann kann man so lange warten, bis dieser Zug passiert ist, dem gewöhnlich noch ein anderer von herrschaftlichen und Miedschisliten folgt.

Gewöhnlich trägt aber das Pferd dieser Gattung Schlitten (denn sie sind alle einpännig), wenn auch die Schlitten selbst nicht zusammengehängt sind, mit dem Kopfe in dem vorbeifahrenden Schlitten hinein, so daß an ein Durchbrechen dieser Linie gar nicht zu denken ist. Auch fährt man hier sehr schnell, was am Pferde umfomehr annehmlich ist, als die hiesige Ueberladung dermaßen dicker brennt, daß man die häufig mit Schimmeln bespannten Schlitten kaum von dem die Straßen bedeckenden Schnee unterscheiden kann und folglich, da die Pferde nicht wie bei und Schellen tragen, der Humanität des Reiterers preisgegeben ist, der feingebildete „Padd“ (Aufgänger) erst dann erst schreit, wenn der mit Reif bedachte Kopf des Pferdes schon die Schulter des Gebenden berührt. Wer aber dieses nicht geschehen, ich kein Begriff von der Unzahl Equipagen machen, welche die Straßen Moskaus durchziehen, und wenn man nicht mit Unrecht behauptet, daß in Berlin viele mehr (*) als in Wien gefahren wird, so steht die Zahl der Berliner Fuhrwerke mit der Petersburger oder Moskauer in keinem Verhältnisse. Hier fährt Alles; es kommt mir vor, als wenn der liebe Gott jedem neuangebornen Knecht gleich Kutscher, Schlitten und Pferd zum Begleichen mitgab; hier sieht man den von vier herrlichen Rossen gezogenen, mit Sammetdecken belegten herrschaftlichen Prachtgeschlitten bis zum zerstreuten Jochschweifende; Miedschisliten; Schlitten, auf den sich schon Niemand mehr setzen mag; zu den vielen Fuhrern tragen nun freilich die billigen Preise dieser Fuhrwerke bei, und unsere Wiener Comfortables-Kutscher könnten mit diesen Jochschweifenden nicht concurrenz; um den Preis von 5, 10 bis 15 Kopfen (Kreuzer 6 R.) fährt man hier eine viertel, halbe, auch ganze Stunde weit; diese Kutscher haben keine Taren und nur die große Anzahl macht sie billig. Die Kutscher Wiens sind jedoch in ihrem Preisgehal-

ten viel consequenter; geht man hier, obgleich fast in allen Straßen der Stadt solche kleine Schlitten stehen zu einem Wägel auf welchem ein Knecht, davon befinden, und ruft einen — gleich drängt sich ein Schwarzer heran schreit, kramt, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hört, begehrt einer für die Fahrt 20 bis 25 Kopfen und es werden zehn gegeben, so kann man sicher darauf zählen, daß zehn solcher Kutscher ihr Fuhrwerk um diesen Preis zum Fahren anbieten. Was die Schlitten anbelangt, so sehen die besten wirklich recht nett aus und sind entweder hübsch polirt oder geflochten; die Decke, welche man beim Sitzen bis zum Oberkörper über sich zieht, gewöhnlich von hübschem Zude mit Pelzwort verbrämt, der Jochschweifende selbst, meistens ein bätiger Junge, trägt gewöhnlich einen langen blauen oder grünen Rock, den um die Taille ein rother Gürtel zusammenhält, eine polnische Mütze von Sammt, und so führt er über die Schneefelder der Straßen fort, sein unter dem Holzbogen dahin rennendes Pferd mit dem Ende den Keissel oder einer ganz kurzen Lederpeitsche, oder auch nur mit Worten zur Eile anfeuernd, daß es in seinem Fluge Alles niederzuwerfen droht. Dieser Holzbogen, der sich hoch über dem Halse des Pferdes wölbt, gibt der ganzen Equipage ein netteres Aussehen und ist bedeutend zweckmäßiger, da er die beiden Seitenhaken verbindet, folglich das Pferd auch mit mehr Sicherheit dazwischenläuft als bei unseren Comfortables.

Manchmal, wenn ich des Abends nach Hause gehe, bleibe ich auf einem Plage, aber den mich mein Weg führt, stehen und sehe dem Treiben dieser Schlitten zu, welches bei der mehr als düsteren Beleuchtung, der schneefüllten Luft, den weißen Straßen, mir wie eine wilde Jagd erscheint, die gespenstlich, nie aufhörend, in rasstloser Eile an meinen Blicken vorbeizieht; wie interessant erscheint mir da oft ein solcher Bauer, der in seinem großen Schneepelze mit durchsticktem Barte so kühn in seinem leeren Schlitten steht, als ein echtes Kind der Steppe singend dahinsagt, sein Vieh höchstens unterbrechend, wenn er seinem Köhlein ein anfeuerndes „stopal!“ zuruft, damit er eher sein Ziel, vielleicht seine Grimaat erreiche; o wie gern möchte ich dann auch der lieben Grimaat zu, der Heimat, nach der ich mich so sehr sehne, und bin ich auch kein Schweizer, so fühle ich doch manchmal in Wunschland ein Gemüth trotz dem heißen Sohne der Alpen. Aber Winter ist, ein echter Winter; ein Winter, wie ich ihn noch nie erlebt, es schneit hier soviel und die Stadt kann sich ohnedem der sie schon bedeckenden Schneemassen nicht erwehren. Moskau bietet im Winter einen eigenthümlichen Anblick, und es werde wohl bis zum Sommer warten müssen, bis es auf sich das Winterbild, das ich so oft in Altona herbeibrachte und dem er in der Beschreibung meiner Kriegesgefangenschaft so herrlich schilt.

Die Stadt selbst ist unregelmäßig, die vielen Kirchen mit ihren zahlreichen Thürmen und runden Kuppeln gewähren einen hübschen Anblick, jedoch sehen sich die meist einschüßigen Häuser mit ihren Frontispieen und ihren steilen Auskängsbälken, die an manchen Häusern wirklich das Gebäude bis zum Giebel überdachen, für mich sonderbar an, und gewöhnlich beden die Krähen zu, was die Schilder übrig lassen; daß es dieser Thiere in einer Stadt so viel geben könne, davon hätte ich nachdrücklich keine Ahnung. Zu vielen, vielen Tausenden schwärmen sie hier, und jeder Giebel, jedes Dach scheint die Herberge vieler solcher Thiere zu sein; sie sind so heimlich wie bei uns die Sperlinge und die Tauben am Flugplage, und sitzen auch hiermit diesen beiden Vögelgattungen im traulichen Vereine. Keinerdings sind diese Thiere auch nützlich, denn man wirft hier den Abfall der Küchen, Eingeweide u. dgl. in den Hofraum der Häuser oder in eine sich dasehst befindliche Grube; dieser Unrath wird durch die Krähen fortgeschafft. Vor einiger Zeit hörte ich eine russische Oper, Mufft vom Director des hiesigen Theaters, Herrn v. Werstschow, einige recht hübsche Motive, das Ganze hingegen ließ mich kalt, wozu wohl auch die Sänger etwas beigetragen haben mögen. Der erste Tenorist leidet an einem Brustübel, der Bassist laborirt an der Lunge, die Prima-Donna leidet an zu großer Leibesfülle, alle aber sind nicht so recht gesund, daß sie sich ihrer Stimme bedienen können, wie es im Interesse des Publicums liegt; und soviel Lobes als ich Ihnen über das Ballet sagen könnte, ebensoviele könnte ich der Wahrheit gemäß über die Sänger sagen; die Chöre und Orchester waren aber wirklich gut, auch einige recht hübsche Decorationen.

Da ich meinen Brief an Sie mit Intervallen schreibe, so bin ich auch jetzt schon über die Winterwoche hinaus (letzte Jochschweifende) und in die Concertation hineingekommen. Die unteren Classen des russischen Volkes haben nun in dieser Winterwoche auch ihre Feste, als da sind: Gischergastiken, Schankeln im Freien, Feuden der Menagerien und der Guerraichen Kunstreiter-Gesellschaft, die von Sebastianopol nach Moskau kam, und versicherten, dort sehr gute Geschäfte gemacht zu haben, gefeiert; in der zweiten Jochschweifende (denn durch die ganze Feste sind die Theater geschlossen, nur lebende Bilder werden dasehst gegeben) beginnen nun die Concerte für das Publikum der höheren Stände. Motier de Fontaine, ein Sla-

*) Aus einem Privatbriefe.

worfen, und wurde von ihm in Rom ausgeführt. Das Atritorium verdient keine besondere Beachtung, dafür ist aber die Bibliothek ein edles Werk mit einer Balustrade von hoher architektonischer Schönheit und einer herrlichen Stiege von Eisenholz. Einige altgriechische Manuscripte auf Papyrus und eine reichhaltige Sammlung altirischer Handschriften sind die wichtigsten Schätze dieser Bibliothek, während eine Halle des Königs Brian-Born, wehrlich die älteste der Welt, den Stolz des mit der Bibliothek zusammenhängenden Museums bildet. Die Tracht der Studenten ist eine sehr eigenthümliche, eine Mischung von kriegerischer und geistlicher Weisheit. Der schwarze wallende Zalar und Mantel erinnert an unsere Mönche, während die Kappe nicht unbedeutende Ähnlichkeit mit einem Ulfanen-Gaule hat.

Ungeachtet dem Trinity-College erhebt sich die Bank von Irland, vor der Union das irische Parlaments-Gebäude. Merkwürdigerweise ist wenig oder nichts über den Erbauer dieses mächtigen und prächtigen Werkes, welches mit Recht für das vollendetste Muster des reinen englischen Baustils gilt, bekannt. Die Dunscheit, welche den Ursprung dieses Gebäudes umhüllt, grenzt beinahe ans Mythische. Es ist ganz aus Portlandstein erbaut und erhebt alles herkömmlichen Ornamentals Schmuck; seine Schönheit besteht in der Einfachheit, Reinheit und Strenge der Linien. Im Jahre 1802 wurde es von den Gouverneurs der irischen Bank der Regierung abgetauft und natürlich, um es seinem neuen Gebrauche anzupassen, mannigfache Veränderungen unterzogen, welche jedoch seiner äußeren und inneren Schönheit keinen Eintrag thun. So sind die Sitzungssäle des Ober- und Unterhauses unverändert geblieben und dienen jetzt zu den Versammlungen der Bank-Gouverneure. Wo einst die leidenschaftlichen Debatten der feurigen irischen Redner ertönten, wird jetzt ein trockener zifferreicher Monats-Abschlag verlesen.

Der große Porticus der Bank im College Green ist im joniischen Stile ausgeführt und weist, entküpft von allem ornamentalen Bauwerk, einzig und allein durch seine hohe symmetrische Vollendung, durch seine Säulen und reinen Verhältnisse. Um dieses herrliche Gebäude vollkommen würdigen zu können, muß man es bei Mondsicht gesehen haben, wo die Schatten der Pfeiler die Linien scharfer und bestimmter abzeichnen. Man kann sich seinen schönen Anblick denken als die Gasse von Graston-Street in einer klaren Monatsnacht, mit der Bank und dem Trinity-College vor sich und Westmoreland-Street und Carlisle-Brigge im Hintergrunde. Von dem Gipfel der Bank blickt die allegorische Figur (König) hoch hinauf, während die schäner Herab. Hibernia scheint zu trauern, daß die „Welcher und Verführer“ in ihrem Tempel Platz genommen haben. Die Gerechtigkeit, deren Wäge zur Verrückung der Vollständigkeit der Goldstücke mißbraucht wird, erhebt wie jähend ihr Schwert, und nur die ickliche Mercur lächelt vergnügt und siegesvoll vor sich hin. Er läßt es, daß er der Gott des Jahrhunderts ist. Im Innern sind im ehemaligen Sitzungssaal des Oberhauses die gut erhaltenen Tapeten, die Schlacht an der Boyne und die Belagerung von Londonderry vorstellend, sowie eine Statue Georgs IV. von weißem Marmor, von Interesse. Die Gasse, nach der Bank das wichtigste Gebäude in Dublin, steht auf dem Gipfel von Gert-Hill, nächst der Einfahrt des Castle. Das Gebäude wurde 1779 von Thomas Goebl vollendet, einem Meister, dem Dublin noch mehrere seiner hauptsächlichsten Ierden verdankt. Es bildet ein Viereck von beinahe hundert Fuß und hat drei Fronten von Portlandstein in corinthischem Stile. Zwölf Säulen in zusammengefügter Ordnung, jede 32 Fuß hoch, bilden eine Kolumne in dem Mittelpunkt, in welchem verschiedene Statuen, darunter die Georgs III. in Bronce von Van Nost, die Drummmond von Hopen, im Jahre 1845 durch Subscription errichtet, die Henry Grattan von Ghantry, die des Doctor Lucas und die Daniel O'Connell aufgestellt sind.

Wir eilen nun an dem herrlichen Custom-House (Zollamte), dessen Erbauung 546,000 Pfund Sterling kostete, vorbei, wir nehmen flüchtig den Gesichtsblick, die sogenannten Four-Courts, mit seiner Halle, in der die Marimonie Sir Michael O'Regghens, des ersten Katholiken, der nach der Emancipationsbill die hohe Würde eines Master of the Rolls erlangte, aufgeführt ist, in Augenschein; wir werfen einen Blick auf das nach einem Entwürfe von Francis Johnson ausgeführte Postoffice und die Nelsonsäule gegenüber demselben, und gelangen nun zu den zwei interessanten Altbauwerken Dublins, dem „Castle“ und der Kathedrale St. Patrick.

Die Geschichte des Castle ist die Geschichte Dublins. Diese Geschichte von der Zeit, wo die Stadt von einem Trupp Räuber, welche Herabzüge an die Schwelge von Schwalben hielten und so ihre Strobdächer angündeten, zerstört wurde, bis zu ihrer heutigen Entfaltung zu verfolgen, ist eine Aufgabe, die, so interessant sie auch sein

mag, jedenfalls unsere Kräfte übersteigt. Nichtsdestoweniger wollen wir einige kurze Notizen geben, die wir dem vortheilhaftesten Werke des Dr. Walpole über die Geschichte Dublins entlehnen.

Die Zeit der Erbauung Dublins ebenso wie die Etymologie des Namens sind in Dunkelheit gehüllt. Der Geograph Ptolemäus, der um das Jahr 140 nach Christi Geburt lebte, spricht in seiner Beschreibung von Hibernia, mit welcher er seine Geschichte der Welt beginnt (wahrscheinlich, weil Irland damals das am meisten westlich gelegene bekannte Land war) von einer Stadt, die er civitas Eborac nennt, und die unter denselben Parallelen wie das heutige Dublin gelegen war.

Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts kommen Berichte über Streitigkeiten zwischen irischen Königen um den Besitz eines Places, „bequem für Handel und Fischerei“ vor. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß sowohl der Handel als die Befestigungen Dublins von den dänischen See-Königen herrühren, die vor der angle-normannischen Invasion hier herrschten. Im Jahre 964 wurde Dublin bereits zu einiger Wichtigkeit gelangt sein; wenigstens wird es in der Einleitung zu König Eduards Karte die sehr alte Stadt Dublin genannt. Im Jahre 1014 wurde die dänische Herrschaft in Irland für eine Zeitlang durch eine Reihenfolge von eingebornen irischen Fürsten, an deren Spitze der berühmte König Brian-Born stand, vernichtet. Nichtsdestoweniger behielten die Dänen Dublin noch ein volles Jahrhundert lang in ihrem Besitze. Man hat eine Liste von fünfzigzwanzig dieser dänischen, oder wie man sie nennt, Dastman-Könige vom Jahre 853 bis zum Jahre 1170, in welchem Dublin von den Engländern, die die Dänen für immer aus dem Lande trieben, erobert wurde. Im Jahre 1173 nahm Heinrich II. die Unterwerfung der irischen Häuptlinge und ihres Königs Redbrich O'Conner des letzten Königs von Irland entgegen.

Das Castle, jetzt die Residenz des Lord-Lieutenants oder Vize-Königs, wurde im Jahre 1205 von Meiler FitzHenry Lord Justice von Irland zu bauen begonnen, und fünfzig Jahre später von Heinrich der Leouard, Erzbischof von Dublin, vollendet. Der Zweck ist klar in dem Wapen ausgesprochen, in welchem König Johann die Erbauung befohl. „Da wir vernommen haben, daß sein pöblicher Plag verbanden ist, um unseren Schatz mit Sicherheit aufzubewahren, und in Betracht, daß sowohl für diesen als manden anderen Zweck eine Festung für uns in Dublin nothwendig ist, so befehlen wir, daßelbe an einem passenden Plage, der sowohl zur Beherrschung der Stadt selbst, als auch nöthigenfalls zur Vertheiligung derselben geeignet ist, eine Festung zu errichten, die so stark als möglich und mit guten und dauerhaften Wällen versehen sein soll.“ Demzufolge war das Castle bis zur Zeit der Königin Elisabeth nur ein bescheidener Plaz; seit dieser Zeit wurde es zum Sitz der irischen Regierung erhoben und im sechzehnten Jahrhundert wurde selbst die Parlamentskammer dahin verlegt. Das Castle hat jedoch im Laufe der Zeiten, welche nach und nach seine ursprüngliche trügerische Bestimmung entbehrlich machten, so viele und mannigfache Veränderungen erlitten, daß der Birmingham Tower jetzt der einzige Theil desselben ist, der noch die Spuren des Alterthums an sich trägt, obwohl auch dieser, allerdings mit Vertheilung seiner früheren Form, neu gebaut ist.

Obwohl die Residenz des Vize-Königs, hat das Castle doch seinen früheren Charakter beibehalten, und gleicht eher einem Gefängnisse als einem Palaste. Alles ist schwer, ernst, altherblich. In dem sogenannten Presence Chamber steht der Thron von carmoisiothem Sammt und Gold, und im Rathssaal hängen die Portraits aller Vizekönige seit der Union. St. Patricks Hall ist der schönste Saal des Schlosses. Der Plafond ist mit Frescomalereien bedeckt, von denen die eine im Mittelpunkt Georg III. von allegorischen Figuren umgeben, die beiden anderen die Befestigung der Irländer durch Samer Patrick und die Unterwerfung der irischen Häuptlinge unter Heinrich II. vorstellend.

(Zerfertigung folgt.)

Literatur und bildende Kunst.

— Neue Einrichtungen der französischen Literatur. Sieges de Bonmarson 1854. Journal des operations de l'artillerie et du genie, publ. avec l'autorisation du ministre de la guerre. 4e. 8 mit 4 Pl. und Karte. — G. Regnaud: Histoire politique et sociale des principales Dombes. 343 S. gr. 8. Dupin: Memoires Tom. 1. Souvenirs de barreau. 580 S. gr. 3. mit Facsimile. Ancien theatre francais publ. par M. Viollet le Duc. Tom. 4. 438. 1. 8.

Ausstellung und Enthüllung der ehernen Bildsäulen des Fürst und Gutsbesitzer neben dem Standbild des Fürst von dem Vernehmen schon längere Zeit vollendet, die Gutsbesitzer nach der Gießelung, die jedoch nachträglich beendet sein wird. Das Postament beider Bildsäulen wird auf der Vorderseite die Widmungsworte der Kaiserin Maria Theresia tragen, auf der Rückseite das Wapen der Habsburger. Die beiden anderen Säulen bleiben leer. Die Widmung lautet: Friedrich Wilhelm II. von dem kaiserlich-märkischen Fürst von Wartenburg (Grafin v. Oelsenau) im Jahre MDCCCLV.